

# KRIEG DEM WESTEN

**DOUGLAS MURRAY**

*THE SUNDAY TIMES-#1-BESTSELLERAUTOR VON  
DER SELBSTMORD EUROPAS UND WAHSINN DER MASSEN*

ÜBERSETZUNG AUS DEM ENGLISCHEN VON SILVIA KINKEL

**FBV**

# EINLEITUNG

In den letzten Jahren wurde deutlich, dass ein Krieg tobt: ein Krieg gegen den Westen. Dieser Krieg ist nicht wie frühere Kriege, als Armeen aufeinandertrafen und Sieger erklärt wurden. Es ist ein Kulturkrieg, unbarmherzig geführt gegen alle Wurzeln der westlichen Tradition und gegen alles Gute, das die westliche Tradition hervorgebracht hat.

Anfangs war das schwer zu erkennen. Viele von uns spürten, dass etwas nicht stimmte. Wir fragten uns, warum immerzu einseitige Argumente vorgebracht und unfaire Behauptungen aufgestellt wurden. Wir erkannten jedoch nicht das volle Ausmaß dieses Bestrebens. Nicht zuletzt, weil sogar die Sprache der Ideen korrumpiert wurde. Wörter bedeuteten nicht mehr dasselbe wie noch kurz zuvor.

Menschen begannen, von »Gleichheit« zu sprechen, schienen sich jedoch nicht um gleiche Rechte zu scheren. Sie redeten von »Antirassismus«, klangen jedoch zutiefst rassistisch. Sie sprachen von »Gerechtigkeit«, schienen jedoch »Rache« zu meinen.

Erst in den letzten Jahren wurde das Ausmaß dieser Bewegung klar erkennbar und wohin sie führt. Es findet ein Angriff auf alles statt, was mit der westlichen Welt zu tun hat – ihre Vergangenheit, ihre Gegenwart, ihre Zukunft. Dazu gehört auch, dass wir in einem Kreislauf endloser Bestrafung gefangen sind – ohne dass die Schuld abnimmt oder dies auch nur in Betracht gezogen wird.

Seit einem Jahrzehnt versuche ich, darauf für mich eine Antwort zu finden. 2017 sprach ich mit *Der Selbstmord Europas* einen Aspekt davon an: zu welchen Veränderungen die Masseneinwanderung in Europa führte. In den Jahren, in denen ich mich mit der Einwanderungsthematik beschäftigte, wuchs in mir die Vermutung, dass etwas Tiefergehendes

am Werk sei. Während ich an den Ufern griechischer und italienischer Inseln stand, die hereinkommenden Boote beobachtete und mich unter die Leute in den Auffanglagern mischte, die in den größeren Städten aus dem Boden schossen, konnte ich aus nächster Nähe die Tragweite sehen, wenn sich die noch in der Entwicklung befindliche Welt und die entwickelte Welt mischen. Niemals habe ich einem Immigranten Vorwürfe für diese Reise gemacht. Ich bin in vielen der Länder gewesen, aus denen diese Menschen flohen. Ob sie nun vor einem Krieg oder (wie im Großteil der Fälle) wirtschaftlicher Not flohen, sie taten etwas absolut Nachvollziehbares. Mein Problem bestand darin, warum die Europäer zuließen, dass es dazu kam, und von ihnen erwartet wurde, sich selbst abzuschaffen. Die Menschen redeten davon, Europa habe eine historische Schuld, die diese Bewegung legitimiere. Aber selbst jene, die so argumentierten, versäumten es, anzusprechen, wo diese Bewegung ihre Grenze erreicht.

Käme jemals der Zeitpunkt, an dem die Schuld des Westens beglichen wäre? Es wirkt nämlich so, als würde die Schuld nicht mit jedem Jahr ein Stück weit mehr abgetragen, sondern vielmehr wachsen.

Mir fällt auch zunehmend auf, dass sich dieselbe Geschichte in jedem Land abspielt, das als westlich gilt. In jedem ist die Rechtfertigung für diese Bewegung der Menschen dieselbe, trotz der sehr unterschiedlichen geografischen Lage. Die Vereinigten Staaten hatten jahrelang ihre eigene Migrationsherausforderung, vor allem an ihren südlichen Grenzen. Während ich durch Amerika reiste, hörte ich dieselben Argumente wie daheim in Großbritannien und Europa. Eine ähnliche Art von Politikern oder Personen des öffentlichen Lebens erzählte den amerikanischen Bürgern immerfort, warum ihre Grenzen locker oder gänzlich durchlässig sein sollten. Genauso wie in Europa gab es mächtige Individuen und Organisationen, die behaupteten, dass die einzigen zivilisierten Länder jene seien, die die Welt hereinließen. In Kanada war es dasselbe, und auch auf der anderen Seite der Welt in Australien. Überall erlebten Gesellschaften, die als westlich galten (will heißen, europäische Länder oder Länder, die von der europäischen Zivilisation abstammten),

dasselbe Muster von Argumenten. Kein Land, das nicht westlich war, wurde so behandelt.

Nur den westlichen Ländern, verteilt über drei Kontinente, wurde konstant gesagt, dass sie, um überhaupt eine Legitimität zu haben – um überhaupt als anständig angesehen zu werden –, ihre demografische Zusammensetzung schnell und grundlegend ändern sollten. Die Vorstellung des 21. Jahrhunderts sah offenbar so aus, dass es China erlaubt war, China zu bleiben, den Ländern des Fernen und Nahen Ostens sowie Afrika war es gestattet – es wurde geradezu erwartet –, dass sie unverändert blieben oder sich in etwas zurückverwandelten, das sie einst gewesen waren. Von den als »Der Westen« bezeichneten Ländern wurde erwartet, dass sie zu etwas anderem werden, oder sie verloren ihre Berechtigung. Natürlich haben Länder und Staaten das Recht, sich zu verändern. Im Laufe der Zeit ist eine gewisse Menge an Veränderung unvermeidbar. Aber das, was vor sich ging, wirkte seltsam aufgeladen: unausgewogen und aus dem Lot. Die Argumente entstanden nicht aus Liebe zu besagten Ländern, sondern aus einer kaum verhüllten Abscheu ihnen gegenüber. In den Augen vieler Menschen, nicht zuletzt ihrer eigenen Bevölkerung, schienen diese Länder etwas Falsches getan zu haben. Etwas, für das sie büßen mussten. Der Westen war das Problem. Die Auflösung des Westens war die Lösung.

Es gab noch andere Anzeichen, dass etwas nicht stimmte. 2019 habe ich einiges davon in *Der Wahnsinn der Massen* unter die Lupe genommen. Ich habe in diesem Buch die Herausforderung angesprochen, die von Identitätspolitikern aufgeworfen wurde – vor allem den Versuch, die westlichen Gesellschaften im Hinblick auf Gender, Sexualität und ethnischer Zugehörigkeit aufzuschlüsseln. Nach dem 20. Jahrhundert war nationale Identität zu einer schamhaften Form der Zugehörigkeit geworden und alle anderen Formen von Zugehörigkeit traten plötzlich an deren Stelle. Den Menschen wurde nun gesagt, sie sollten sich als Mitglieder anderer spezifischer Gruppen ansehen. Sie waren schwul oder hetero, Männer oder Frauen, Schwarz oder Weiß. Diese Zugehörigkeitsformen waren mit scharfer Munition geladen,

um in eine antiwestliche Richtung zu führen. Gays wurden gefeiert, solange sie »queer« waren und vorhandene Institutionen niederreißen wollten. Schwule, die einfach nur mit ihrem Leben fortfahren wollten oder die westliche Welt mochten, wurden ausgegrenzt. Genauso waren Feministinnen so lange nützlich, wie sie »männliche Strukturen«, den westlichen Kapitalismus und noch viel mehr angriffen. Feministinnen, die dieser Linie nicht folgten, die dachten, sie seien im Westen gut dran, wurden bestenfalls wie Verräter behandelt, schlimmstenfalls wie Feinde.

Der Diskurs über ethnische Zugehörigkeit war noch heftiger. Ethnische Minderheiten, die sich im Westen gut integriert hatten und einbrachten und ihn geradezu bewunderten, wurden zunehmend wie Rassenverräter behandelt. Als würde von ihnen eine andere Gefolgschaft erwartet. Radikale, die alles niederreißen wollten, wurden verehrt. Über schwarze Amerikaner und andere, die den Westen feierten und zu ihm beitragen wollten, wurde geredet, als seien sie Abtrünnige. Zunehmend waren sie diejenigen, die mit den übelsten Schimpfwörtern bedacht wurden. Ihre Liebe zu der Gesellschaft, der sie angehörten, wurde gegen sie verwendet.

Gleichzeitig wurde es inakzeptabel, über jede andere Gesellschaft auf nur entfernt ähnliche Weise zu sprechen. Trotz der unvorstellbaren Menschenrechtsverletzungen durch die Kommunistische Partei Chinas zu unserer Zeit spricht nahezu niemand mit nur einem Hauch der Wut und Abscheu, die tagtäglich aus dem Westen über den Westen ausgeschüttet wird, über China. Westliche Konsumenten kaufen weiterhin billige Kleidung aus China. Es existiert kein großflächiger Versuch eines Boykotts. »Made in China« ist kein Abzeichen der Schande. Schreckliche Dinge gehen momentan in diesem Land vor, dennoch wird es als völlig normal behandelt. Autoren, die sich weigern, dass ihre Bücher ins Hebräische übersetzt werden, reagieren begeistert auf die Veröffentlichung in China. Währenddessen bekommt Chic-fil-A mehr Kritik bei der Produktion im eigenen Land als Nike dafür, seine Sneaker in chinesischen Ausbeutungsbetrieben herstellen zu lassen.

# KAPITEL I

## RASSISMUS

Schaut man sich die Menschen im Westen an, so gibt es eine Wahrheit, die sich unstrittig beobachten lässt. Historisch gesehen sind die Bürger Europas und die Gesellschaften ihrer Nachkommen in Australasien und Amerika Weiße. Nicht jeder. Aber die Mehrheit. Die Definition »weiße Europäer« ist fast eine Tautologie – »weiß« bedeutet meistens, Vorfahren in Europa zu haben. Genauso wie der Großteil der Bevölkerung Afrikas schwarz ist und die Mehrheit der Menschen auf dem indischen Subkontinent eine dunklere Hautfarbe hat. Falls Sie aus irgendeinem Grund alles angreifen wollten, das mit Afrika zu tun hat, könnten Sie also beschließen, Menschen dafür anzugreifen, dass sie schwarz sind. Wenn es Ihnen darum ginge, alles zu delegitimieren, was mit Indern zu tun hat, könnten Sie beschließen, die dortige Bevölkerung wegen ihrer Hautfarbe anzugreifen. Beides wäre unmenschlich und würde heutzutage auch schnell als unmenschlich erkannt werden. Aber beim Krieg gegen den Westen sind weiße Menschen eines der ersten Angriffsziele. Das ist eine Tatsache, die immer mehr zur Normalität wurde, und die in den Gesellschaften, in denen dieser Krieg geführt wird, mittlerweile die einzig akzeptable Form von Rassismus darstellt.

Um den Westen zu delegitimieren, scheint es notwendig, zuerst die Menschen zu dämonisieren, die die ethnische Mehrheit im Westen bilden. Es ist notwendig, Weiße zu dämonisieren.

Manchmal spielen sich die Auswirkungen dieses Vorgehens direkt vor den Augen aller ab. Im August 2021 wurden die Ergebnisse der

US-Volkszählung des Vorjahres veröffentlicht. Eine der Titelzeilen besagte, dass die Anzahl der weißen Menschen in Amerika zurückgegangen sei. In seiner *Tonight Show* verkündete Jimmy Fallon das in seinem Einleitungsmonolog: »Soeben wurden die Ergebnisse der Volkszählung von 2020 veröffentlicht«, sagte er seinen Studiogästen und den Zuschauern zu Hause. »Und zum ersten Mal in der Geschichte Amerikas ist die Zahl der Weißen gesunken.«<sup>4</sup> Daraufhin jubelte das Publikum im Studio. Das waren nicht nur erheiternde Neuigkeiten, sondern gute. Nicht etwa, dass der Prozentsatz an Weißen zurückging, sondern dass sich die Anzahl lebender Weißer verringerte. Diese Begeisterung mag für einige Menschen eine Überraschung gewesen sein, aber viele von uns beobachten bereits seit Jahren ein Anwachsen dieser üblen Bewegung.

Im Februar 2016 sprach ich in einem großen Saal in London als »Zweitredner« neben John Allen, dem US-amerikanischen Vier-Sterne-General und ehemaligen Kommandeur der NATO-Streitkräfte in Afghanistan. Wir nahmen an einer Debatte darüber teil, wie mit der islamistischen Terrorgruppe IS zu verfahren sei. Neben Amokläufen im Nahen Osten hatte die Gruppe auch bereits Anschläge in Europa durchgeführt. An jenem Abend waren allen die Selbstmordanschläge und Kalaschnikow-Angriffe überaus präsent, die sich nicht lange zuvor in Paris ereignet und 130 Menschen das Leben gekostet hatten. Obwohl es bis dahin noch keine derartigen Anschläge im Vereinigten Königreich gegeben hatte, warnte ich in meiner Rede das Publikum, dass der IS gestoppt werden müsse, sonst würde er schon bald eines Abends, vielleicht in einem Saal wie diesem, möglicherweise mit einem jüngeren Publikum, zum Beispiel bei einem Pop-Konzert, zuschlagen. Und wenn das passiert, würden wir uns fragen, wie wir den IS nur ignorieren konnten, als er seine Streitkräfte in Syrien und im Irak aufbaute.

General Allen nutzte seine Rede, um eine wohlüberlegte Zusammenfassung dessen zu geben, wie man den IS vernichtet. Seine Rede war fachsprachlich, beeindruckend, ein bisschen langweilig, aber sorgfältig darauf bedacht, seinen Respekt gegenüber arabischen Verbündeten vor Ort und in der gesamten Region zu betonen. Unsere

Opponenten an jenem Abend schienen zugehört zu haben, aber besonders eine ihrer Äußerungen blieb in Erinnerung. Nachdem wir geredet hatten, eröffnete eine unserer Opponentinnen – eine palästinensische Aktivistin und Schriftstellerin namens Rula Jebreal – ihren Vortrag mit der Erklärung, warum das Publikum sich sparen könnte, dem zuzuhören, was General Allen oder ich zu sagen hatten. »Wieder werden wir belehrt, mit allem gebotenen Respekt« (was in diesem Kontext stets bedeutet »ohne«), »von zwei weißen Männern.« Ich hatte so etwas zuvor schon gehört, mir entging jedoch nicht, dass der General zusammenzuckte.

Diese Bemerkung spukte ihm offenbar später beim Dinner noch im Kopf herum, denn er griff sie noch einmal auf. »Ist Ihnen das schon mal passiert?«, fragte er mich. Ich sagte, dass das bedauerlicherweise der Fall sei und es mich eher erstaunen würde, dass es bei ihm anders sei. »Noch nie«, sagte er. Er hatte sein Leben damit verbracht, beim US-Militär zu dienen, sein Leben riskiert, inmitten der Menschen in Afghanistan gelebt, war jahrelang im Einsatz. Und er schien wirklich überrascht, dass das alles, sein gesamtes Leben und seine Erfahrung, abgelehnt wurde, weil er ein Weißer war – und obendrein mit mir in einen Topf geworfen wurde. »Besser, Sie gewöhnen sich dran«, riet ich ihm aufmunternd, ohne zu ahnen, wie schnell wir das alle würden.

Das ereignete sich erst vor wenigen Jahren, aber damals galt es außerhalb akademischer Kreise und rassistischer Organisationen noch als unhöflich, Menschen nur wegen ihrer Hautfarbe in einen Topf zu werfen und abzulehnen. Eine frühere Generation war zu dem vernünftigen Schluss gekommen, dass das Ablehnen und Herabwürdigen oder Pauschalisieren von Menschen allein aufgrund ihrer Hautfarbe die Definition von Rassismus sei. Und Rassismus galt fortan als eines der schlimmsten menschlichen Übel. Er betrachtet Menschen nicht als Individuen, und wir wissen, wohin das führen kann: zu den Gräueltaten Mitte des 20. Jahrhunderts, zu den Alpträumen von Ruanda und Bosnien am Ende jenes Jahrhunderts. Und in meiner Heimat führte es zu Rassentrennung und rassistischer Gewalt, die eine Narbe in der

Vergangenheit der Vereinigten Staaten hinterließ, ebenso wie in der Vergangenheit vieler anderer Länder.

Die daraus zu ziehende Lehre schien eindeutig: Behandle Menschen als Individuen und lehne jene ab, die versuchen, sie auf die Angehörigkeit bestimmter Gruppen zu reduzieren, denen sie lediglich durch den Zufall der Geburt angehören. Die Botschaft von Dr. Martin Luther King Jr. schien triumphiert zu haben. Die Zukunft sollte eine sein, in der ethnische Kategorien immer bedeutungsloser werden. Die Gesellschaft und die ihr angehörenden Menschen würden anstreben, Color-blind zu sein, so wie sie Gender-blind und blind gegenüber den Unterschieden bei der sexuellen Orientierung des Einzelnen werden würden. Das Ziel der Gesellschaft schien eindeutig, und es herrschte, mit ein paar verbleibenden Gefechten an den Rändern, im gesamten politischen Spektrum darüber Einigkeit. Die Menschen sollten in der Lage sein, ihr Potenzial umzusetzen, ungehindert durch die Attribute von Gruppen, denen sie per Geburt angehören. Jeder, der mit Rassenrhetorik spielen oder Leute finden wollte, die bereit waren, Rassismus zu entschuldigen, musste sich unter die Überbleibsel der Anhänger von White Supremacy mischen, in deren zunehmend kleine Enklaven, oder eine Heimat bei anderen Randgruppen finden, wie Louis Farrakhans »Nation of Islam« mit deren schwarzer Vorherrschaft. Solche Gruppen waren weit vom politischen oder sozialen Zentrum oder Mainstream entfernt, und das Zentrum schien es auch so beibehalten zu wollen.

Dann, in den frühen Jahren dieses Jahrhunderts, setzte ein Wandel ein. Auf die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe zu verweisen, erfreute sich einer Beliebtheit, wie es sie seit Jahren nicht mehr gegeben hatte. Das führte insbesondere zu einer Inflation von Beschreibungen weißer Menschen mit Begriffen, die man bei keiner anderen Bevölkerungsgruppe verwenden würde. Am eifrigsten erwiesen sich dabei die Menschen, die selbst weiß waren. Es trat an den verschiedensten Orten auf, und wie so oft bei schlechten Ideen hatte auch diese ihren Ursprung in den Universitäten.

## CRITICAL RACE THEORY

Trotz der schwindenden Zahl offenkundig rassistischer Gesetze und der Macht unverhohlener Rassisten in den Vereinigten Staaten ging es mit den Auswirkungen für Weiße und Schwarze erstaunlich langsam voran. Wissenschaftler begannen, nach verborgenen Mechanismen von Rassismus zu suchen, die dafür verantwortlich waren.

Die Critical Race Theory (CRT) entstand über Jahrzehnte in akademischen Seminaren, Studien und Veröffentlichungen. Beginnend in den 1970er-Jahren arbeiteten bell hooks (die präventive Kleinschreibung ist beabsichtigt), Derrick Bell (in Harvard und Stanford) und Kimberlé Crenshaw (UCLA und Columbia) an der Entstehung einer Bewegung von Aktivisten innerhalb der akademischen Welt, die nahezu alles auf der Welt durch die Brille des Rassismus interpretieren würde. Auf gewisse Weise war ihre Besessenheit verständlich. Bell war während der letzten Jahre der Rassentrennung aufgewachsen. Zu seiner Zeit in Harvard gab es nur eine Hand voll Schwarze Fakultätsmitglieder. Statt den von anderen favorisierten inkrementellen Ansatz zu verfolgen, verfocht die Basis der CRT die Behauptung, dass Rasse der maßgeblichste Faktor bei Einstellungsentscheidungen an Ivy-League-Universitäten sei und dass es die wichtigste Linse sei, durch die man die Gesellschaft als Ganzes betrachten und verstehen könne. Das bedeutete, dass in dem Moment, in dem sich die Dinge besserten und es mehr schwarze Fakultätsmitglieder gäbe, alles in der Wissenschaft und deren Sichtweise der gesamten Gesellschaft rassifiziert oder eher neu rassifiziert werden würde.

Natürlich gab es offensichtliche und klare Gegenargumente. Der Civil Rights Act war verabschiedet worden und seit Jahren in Kraft. Antidiskriminierungsgesetze waren bereits in den Gesetzbüchern und wuchsen an der Zahl. Dennoch sahen die Anhänger der CRT nahezu jeglichen Fortschritt bei den Beziehungen zwischen amerikanischen Rassen als Illusion an. So bezeichnet es Bell selbst im Jahr 1987, als er schrieb, dass »Fortschritt in Amerikas Beziehungen zwischen den Ras-

sen größtenteils eine Fata Morgana sei, die die Tatsache verschleierte, dass Weiße weiterhin, bewusst oder unbewusst, alles in ihrer Macht Stehende tun, um ihre Vorherrschaft zu gewährleisten, und ihre Kontrolle aufrechtzuerhalten«. <sup>5</sup> Als Harvard 1986 zwei Anhängern der CRT keine Anstellung gab, veranstalteten Bell und andere einen Sitzstreik in der Universität. Wie jede revolutionäre Sekte wussten die Anhänger der CRT, wie sie sich Gehör verschafften und wie sie das intellektuelle Klima in einer Ecke der Gesellschaft verändern konnten, die nicht gerade für Heroismus bekannt war.

An je mehr Orten die Wissenschaftler unsichtbaren Rassismus sahen, desto bekannter wurden sie.

Natürlich wussten nur sehr wenige Menschen, auf die diese Ideologie abzielte, was das für sie bedeuten würde. Selbst wenn sie es gewusst hätten, so wäre es ihnen schwergefallen, dem entgegenzutreten. Denn eine der kennzeichnenden Eigenschaften der CRT war, dass ihre Annahmen nicht auf Beweisen beruhten, wie man zuvor möglicherweise gedacht hatte, sondern im Wesentlichen auf Interpretationen und Geisteshaltungen. Das markierte eine bedeutsame Veränderung bezüglich der Erwartung, dass Behauptungen bewiesen werden müssen.

Auf diesen Umstand wurde zwar selten hingewiesen, aber die Regeln der CRT verlangten nicht nach normalen Beweisstandards. Wenn die »gelebte Erfahrung« einer Person attestiert werden konnte, dann mussten die Fragen nach »Beweis« oder »Daten« einen hinteren Platz in der Schlange einnehmen, falls überhaupt. Die in jener Zeit aufgewachsenen Intersektionalisten überlagerten sich komfortabel mit der CRT. Die Leute, die eine Theorie auf der Behauptung aufbauten, dass sich alle Unterdrückungen »überschneiden« und gleichzeitig »gelöst« werden müssen, machten diesen sprunghaften Anstieg möglich. Plötzlich konnten wissenschaftliche Arbeiten abgefasst werden (am bekanntesten sind die von Peggy McIntosh am Wellesley College), die lediglich aus Listen von Behauptungen bestanden. Alle waren von einem Standpunkt aus aufgestellt, der weder beweisbar noch widerlegbar war. Es wurde schlichtweg behauptet.

Sei es das Erheben von Forderungen gegenüber Kollegen oder der Gesellschaft als Ganzes, es genügte nun als Beweis, auf die eigene Wahrnehmung zurückzugreifen. Wenn jemand darauf verwies, dass die Vereinigten Staaten weniger rassistisch geworden seien, so konnte jemand anderer erwidern, dass er wisse, dass dies nicht der Fall sei. Warum? Wegen seiner eigenen »gelebten Erfahrung« (als gäbe es eine andere). Das war in vielerlei Hinsicht ein cleverer Schachzug, denn die persönliche Erfahrung eines Menschen ist tatsächlich niemals vollständig nachvollziehbar. Aber genauso wenig kann sie immer und vollständig geglaubt werden. Sollten Behauptungen über ganze Gesellschaften und Gruppen denn nicht stets von Beweisen untermauert werden? Jetzt nicht mehr. Die Verlagerung vom Beweis zum »Ich« hat bestenfalls eine Pattsituation ermöglicht: »Sie haben Ihre Sichtweise und Realität. Ich habe meine.« Schlimmstenfalls bleibt jeglicher Gedankenaustausch dadurch anfällig dafür, von unredlichen Akteuren übernommen zu werden, die einfach darauf beharren, dass die Dinge so seien, wie sie es sagen. Und genau das ist passiert.

Eines der charakteristischen Merkmale der CRT besteht darin, dass sich von außen betrachtet ihre Verfechter und Anhänger bemerkenswert klar darüber sind, was sie wollen und wie sie das zu erreichen gedenken. Die Stammväter der CRT, ihre Anhänger und Bewunderer legten ihre Absichten früh und häufig dar. Zum Beispiel räumen die eigenen Apostel ein, dass die CRT keine gedankliche Schule sei und auch kein Paket von Behauptungen, sondern eine »Bewegung«. In der 2001 erschienenen Arbeit *Critical Race Theory: An Introduction* beschreiben die Autoren Richard Delgado und Jean Stefancic voller Bewunderung die CRT als eine »Bewegung«, die aus einer »Sammlung von Aktivisten und Gelehrten besteht, die daran interessiert sind, die Beziehung zwischen Rasse, Rassismus und Macht zu untersuchen und umzuwandeln. Die Bewegung berücksichtigt viele derselben Probleme, die konventionelle Untersuchungen der Grundrechte und ethnologische Diskurse aufgreifen, betrachten sie jedoch aus einer breiteren Perspektive, die Ökonomie, Geschichte, Kontext, Gruppen- und Eigeninteresse und sogar Gefühle und das Un-

bewusste einbezieht. Im Unterschied zum traditionellen Grundrecht, das schrittweises Herantasten und schrittweisen Fortschritt begrüßt, stellt die CRT die Grundlagen der liberalen Ordnung infrage, einschließlich der Gleichheitstheorie, der rechtlichen Grundlagen, der Ideen der Aufklärung und der neutralen Grundsätze des Verfassungsrechts.«

Das ist eine umfangreiche Liste, die da infrage gestellt wird – Aufklärung, das Gesetz, Neutralität, Vernunft und die Grundsätze der freiheitlichen Ordnung. Wäre das von einem Gegner der CRT geschrieben worden, so wäre das eine Sache. Aber das wurde von den eigenen Anhängern formuliert.

Darüber hinaus habe sich die CRT, obwohl sie ihren Ursprung im juristischen Bereich hat, »schnell über diese Disziplin hinaus verbreitet«, in alle Felder der Lehre, prahlen Delgado und Stefancic.

»Heutzutage betrachten sich viele im Bereich der Lehre als Critical-Race-Theoretiker, die die CRT-Ideen nutzen, um die Probleme der Schulfächer und Hierarchie, Spurensuche, Kontroversen über Curriculum und Geschichte und IQ-Leistungstest [...] zu verstehen. Im Gegensatz zu einigen akademischen Disziplinen beinhaltet die CRT eine aktivistische Dimension. Sie versucht nicht nur, unsere gesellschaftliche Situation zu verstehen, sondern will sie verändern; sie macht sich nicht nur auf, zu ermitteln, wie sich die Gesellschaft entlang ethnischer Grenzen und Hierarchien organisiert, sondern will sie zum Besseren hin verwandeln.«<sup>6</sup>

Das ist eine ungewöhnliche Ausdrucksweise für Akademiker: damit anzugeben, dass eine bestimmte Gruppe von Akademikern und Lehrern Akademiker »mit aktivistischer Dimension« sind. Und was ist mit dem Zugeständnis, dass die CRT die Gesellschaft nicht nur verstehen, sondern »transformieren« will? Das ist die Sprache revolutionärer Politik und nicht die traditionell in der akademischen Welt verwendete Sprache. Aber revolutionäre Aktivisten sind genau jene, die, wie sich zeigte, an der CRT beteiligt sind.

Die Kennzeichen waren von Anfang an da. Eine Besessenheit von Rasse als dem vorrangigen Medium, um die Welt und alle Ungerechtig-

keit zu verstehen. Die Behauptung besteht darin, dass Weiße in ihrer Gesamtheit von Geburt an schuld sind an Vorurteilen, insbesondere Rassismus. Dieser Rassismus ist so tief verstrickt mit den weißen Mehrheitsgesellschaften, dass die Weißen in diesen Gesellschaften nicht einmal bemerken, dass sie in rassistischen Gesellschaften leben. Beweise zu verlangen, ist ein Beweis für Rassismus. Und schließlich gibt es noch das Beharren darauf, dass keine der Antworten, mit denen westliche Gesellschaften zum Thema Rassismus aufwarten, auch nur entfernt angemessen oder fähig seien, mit der anstehenden Aufgabe umzugehen. Die Arbeit von Eduardo Bonilla-Silva besteht darauf, dass sogar das Konzept des Strebens, »Color-blind« zu sein, wenn es um Rassenprobleme geht, selbst tief rassistisch sei.<sup>7</sup>

Aber was war Rassismus nach dieser neuen und aggressiven Definition denn nun? Es war, wie wiederholt beteuert wurde, »Vorurteil plus Macht«. Zum Teil dank des Einflusses von Michel Foucault wurden diese Akademiker besessen von dem Problem der Macht.<sup>8</sup> Sie sahen es sowohl als zentrales Problem einer freien Gesellschaft als auch dahingehend, dass man von allen staatlichen Institutionen negativ behandelt wird. Infolgedessen hatte es Vorrang, die Macht diesen Händen zu entreißen und sie anderswo auszuüben. Macht auf Basis der Hautfarbe zuzuschreiben oder zu nehmen, war enorm vorteilhaft für diese Akademiker, auch wenn ihr Denkansatz zu diesem Thema völlig verworren blieb. Zum Beispiel behaupteten sie, dass jemand nicht des Rassismus schuldig sein könne, wenn er keine Macht innehatte – selbst, wenn er voreingenommen war. Und in der Machtstruktur, die die Anhänger der CRT erbarmungslos entwarfen, war es axiomatisch, dass nur Weiße Macht haben. Von daher konnten nur Weiße Rassisten sein. Schwarze konnten entweder keine Rassisten sein oder wenn doch, dann war das nur möglich, weil sie »Weißes Gedankengut« internalisiert hatten.

Während das alles in Universitäten in ganz Amerika vonstattenging, gelang es den meisten Amerikanern, selig ignorant gegen über all dem zu bleiben. Und während es natürlich möglich ist, zu unterschätzen, wozu eine Gruppe oder aktivistische Gelehrte in der Lage sind, so kann

man deren Einfluss genauso gut überschätzen. Für die meisten Amerikaner zeigten die Arbeiten von Crenshaw, Bell und anderen überhaupt keine Berührungspunkte mit ihrem Leben. Aber draußen in der weiten Welt, im Bereich der populären Unterhaltung, begannen sich einige dieser Ideen durchzusetzen. Einstellungen, die bisher als marginal einzustufen waren, wurden zum Mainstream. Behauptungen, die noch kurz zuvor als esoterisch abgetan wurden, entwickelten ein Eigenleben.

Zum Beispiel produzierte der Dokumentationsfilmer und Meinungsmacher Michael Moore 2001 die Nummer 1 auf der Bestsellerliste *Stupid White Men*. Eines der Kapitel trug die Überschrift »Kill Whitey«. In diesem Kapitel spulte Moore eine Liste von Verbrechen ab, die er Weißen zuschrieb. Dazu gehörten unter anderem: Pest, Krieg, Chemikalien, Verbrennungsmotor, Holocaust, Sklaverei, Völkermord an den amerikanischen Ureinwohnern sowie Entlassungen von Arbeitnehmern in ganz Amerika. Moore kam zu dem Schluss: »Nennen Sie irgendein Problem, eine Krankheit, ein menschliches Leid oder ein erbärmliches Elend, von dem Millionen heimgesucht sind, und ich wette zehn Dollar, dass ich ein weißes Gesicht damit verbinden kann.«<sup>9</sup> Möglicherweise hat Moore nie von den Problemen in Ruanda, Sierra Leone oder Myanmar gehört, um nur einige Orte zu nennen. Durch seine Touren, Vorträge und Dokumentationen wurde Moore reich und berühmt, indem er behauptete, dass Weiße oder »Whiteys« – wie er sie abfällig nannte – für alles Schlechte verantwortlich seien. Alle anderen waren nur Opfer.

Natürlich missfiel vielen Menschen diese Art des Redens. Sie erkannten die Wahrheit von Thomas Sowell's Beobachtung von 2012, wenn Rassismus in Amerika nicht tot sei, dann wird er ganz sicher »künstlich am Leben erhalten«. Sie wussten, dass die Anschuldigungen, die gegen ihre Gesellschaft erhoben wurden, falsch, unfair und noch viel mehr waren. Aber sie vergaßen, Sowell's darauf aufbauende Beobachtung zu berücksichtigen, dass Rassismus nun am Leben erhalten wurde von »Politikern, Rassen-Strichern und Menschen, die sich überlegen fühlen, wenn sie andere als ›Rassisten‹ denunzieren.«<sup>10</sup>